

SASCHA KNELL

Damit wir (n)irgendwo stehen können

Geschichten und andere menschliche Irrtümer



LESEPROBE

Enthaltene Texte

Auftakt - 24. Juli 2026, 6:36 Uhr

Der Stammesälteste

Astronaut

Der Sterngucker

Eine Frage der Moral

Die Suche nach der Goldader im Lavendelfeld

Steinmeier & Hartmann und die Entstehung der Landmasse



Abgeschlossenes Manuskript · Solothurn · 2026

24. Juli 2026, 6:36 Uhr

Auf dem Weg ins Büro



Der Himmel ist stahlblau.

Ein leichter Dunst liegt über der Landschaft. Im Norden zieht sich der Jura entlang. Die Sonne scheint, die Welt ist ruhig.

Es ist angenehm kühl. Und trotzdem weiss man jetzt schon, dass es heiss werden wird.

Geschlafen habe ich schlecht. Zu wenig. Dreimal habe ich das Bett gewechselt, bin hin und her gewandert. Aber auch das gehört mittlerweile dazu. Ich habe mich daran gewöhnt.

Zumindest rede ich mir das ein.

Während ich fahre, drehen sich in meinem Kopf bereits die Aufgaben des Tages.

Zu viele offene Dinge. Zu viele Termine. Zu viele Entscheidungen, die getroffen werden müssen.

Es ist nicht so, dass mir Herausforderungen Angst machen. Im Gegenteil. Ich mag sie. Wahrscheinlich brauche ich sie sogar.

Seit ich die Leitung übernommen habe, hat die Verantwortung jedoch ein anderes Gewicht bekommen. Ich trage auch die Folgen von Entscheidungen, die lange vor mir getroffen wurden. Dinge, die schlecht begonnen haben, lassen sich nicht einfach noch einmal von vorne anfangen.

Man übernimmt sie, wie sie sind, und versucht, etwas daraus zu machen.

Manches kostet Geld.

Manches kostet Kraft.

Meistens kostet es beides.

Vielleicht gelingt es.

Vielleicht auch nicht.

Trotzdem versuche ich mir zu sagen, dass der Inhalt meines Tages niemals nur aus meinem Tagesplan bestehen darf.

Ich bin gesund.

Ich bin heute Morgen unter einem Dach aufgestanden. In meinem Haus.

Ich verdiene Geld. Ich hungere nicht. Meine Kinder sind gesund.

Es gibt viel schlimmere Schicksale als meines.

Wenn ich zurückdenke, gab es Zeiten, in denen ich mich völlig frei bewegt habe. Bevor ich Vater war. Bevor ich die Verantwortung von heute trug.

Ich wusste, dass ein Wochenende vor mir lag – mit Freizeit, Spass und Ekstase.

Ekstase.

Ein grosses Wort für etwas, das ich eigentlich nie so nenne.

Es gab Tage, an denen meine wichtigste Frage lautete, welches Bild ich am Abend malen würde. Welchen Song ich weiter ausarbeiten wollte. Oder ob ich um drei Uhr im Studio stehen und einfach laut Gitarre spielen würde.

Diese Zeit ist vorbei.

Meine Verstärker verstauben im Keller. Meine Gitarren ebenso.

Manchmal glaube ich jedoch, dass das gar nicht nur schlecht ist. Mit der Kunst ist es eigenartig: Je weniger Zeit man für sie hat, desto stärker beginnt sie, einen zu verfolgen. Je mehr man versucht, sie zur Seite zu schieben, desto hartnäckiger sucht sie nach einem Weg zurück.

Der Alltag ist dabei nicht mein Feind.

Arbeit gehört zum Leben. Durch Arbeit lernt man. Durch Arbeit entwickelt man sich. Man begegnet Menschen – den guten und den weniger guten. Neue Aufgaben lassen einen wachsen.

Vielleicht ist es die Dichte des Alltags, die etwas in mir auslöst.

Je dichter er wird, desto heftiger sucht sich die Kreativität einen Riss.

Gestern ist es wieder passiert.

Eigentlich wollte ich kein neues Projekt beginnen. Ich wollte nur ein paar alte Texte hervorholen und einige Gedanken ordnen.

Und plötzlich lag da der Anfang eines Buches.

Die Euphorie eines neuen Projekts ist sofort wieder da. Mit ihr kommen die Ideen.

Zu viele natürlich.

Wie immer.

Wenn man tagelang im Studio sitzt oder vor einem leeren Blatt wartet, geschieht oft gar nichts. Aber wenn eigentlich keine Zeit vorhanden ist, wenn der Kopf mit Terminen und Verantwortung überfüllt ist, dann bricht die Kreativität plötzlich aus.

Vielleicht braucht sie Widerstand.

Wenn wir nicht wachsen, verblühen wir möglicherweise, bevor wir richtig geblüht haben.

Ich denke dabei an die natürliche Selektion.

Ein Falke erkennt aus mehreren hundert Metern Höhe eine kleine Maus im Feld. Man sagt, im Laufe der Evolution hätten sich jene Falken durchgesetzt, die am besten sehen konnten. Sie fanden mehr Nahrung, überlebten und pflanzten sich fort.

Die Natur behielt, was funktionierte.

Wenn ich dieses Prinzip auf mich anwende, komme ich zu einem erstaunlich beruhigenden Ergebnis:

Trotz Rock 'n' Roll, jahrelanger Exzesse, Zigaretten, Alkohol, Arbeit und einiger anderer Dinge, über die man nicht zwingend schreiben muss, habe ich zwischen 2020 und 2024 drei Kinder gezeugt.

Aus Sicht der natürlichen Selektion kann ich also nicht vollständig beschädigt sein.

Das beruhigt mich.

Ein wenig.

Ich freue mich jetzt auf einen Kaffee und eine Zigarette auf der Terrasse der Firma.

Danach werde ich mich an den Computer setzen. Dort wartet ein Postfach voller Nachrichten, und beinahe jede trägt eine neue Aufgabe in sich.

Ein Berg aus Verantwortung, Termindruck und Scheisse, bei dem man zuerst herausfinden muss, wo oben ist.

Vielleicht ist jetzt nicht der richtige Zeitpunkt, darüber nachzudenken, ob es sinnvoll ist, einen solchen Beruf auszuüben.

Wenn wir es schaffen, werden wir stärker sein als zuvor.

Wenn wir es nicht schaffen, haben wir es wenigstens versucht.

Sollte das nicht Anreiz genug sein, fröhlich in den Tag zu starten?

Bin ich denn fröhlich?

Oder bin ich traurig?

Ich weiss es nicht.

Ich bin nicht schlecht gelaunt. Also könnte ich meinen Zustand als gut gelaunt kategorisieren.

Vielleicht sogar als fröhlich.

Was wäre ich für ein Mensch, wenn ich die kleinen Dinge nicht mehr wahrnehmen könnte?

Was wäre ich als Vater, Vorgesetzter oder kreativer Mensch, wenn ich an einem solchen Morgen nur an meine Aufgaben denken würde?

Der stahlblaue Himmel.

Der leichte Dunst.

Der Jura im Norden.

Die kühle Luft, in der die Hitze bereits wartet.

Eine Autofahrt von zu Hause ins Büro.

Mit diesen ersten Worten und meinen ungeordneten Gedanken wollte ich den heutigen Tag begrüßen.

Mehr nicht.

Jetzt freue ich mich auf den Kaffee.

Und auf die Zigarette.



Der Stammesälteste

Kurzgeschichte



Früh am Morgen erklimmt die Sonne die Hügelkuppe der Savanne. Ihre Strahlen schieben sich leichtfüssig über die Ebene und verdrängen langsam die Dunkelheit. Genau da sitzt der kleine Affe neben dem Stammesältesten. Er schaut in die Ferne und denkt über die grosse, weite Welt nach.

Ruhig und weise sitzt der Alte neben ihm und geniesst das Erwachen des Tages.

Da fragt der Kleine: «Stammesältester, die Welt ist so gross – und ich bin so klein und unbedeutend.»

«Das, mein Junge, ist nicht wahr. Ja, die Welt ist gross und weit. Ja, du bist noch klein – aber keinesfalls unbedeutend!», erwidert der Alte ruhig.

Leicht schmunzelnd schaut er hinunter in die grossen, dunklen Augen des Kleinen.

«Ich erzähle dir eine kleine Geschichte.»

Neugierig spitzt der Kleine die Ohren.

«Du kennst doch die grossen Vögel mit den langen Hälsen und Beinen?»

«Ja, die Sträusse», erwidert der Kleine.

«Genau», sagt der Alte und hält kurz inne. «Wenn Gefahr auftaucht, kann ein Strauss so schnell rennen, dass er sie weit hinter sich lässt. Aber nur, wenn er auch rennt.

«Manche Sträusse rennen jedoch nicht. Sie verhalten sich, als könnten sie die Gefahr zum Verschwinden bringen, indem sie den Kopf in den Sand stecken. Obwohl sie fliehen könnten, geben sie auf und verschliessen Augen und Ohren. Weisst du, weshalb, Kleiner?»

«Weil er nicht glaubt, dass er so schnell rennen kann?», fragt der Kleine.

«Genau», fährt der Alte fort. «Wenn ein Löwe auf einen solchen Strauss trifft, stirbt der Strauss. Würde er rennen, müsste sich der Löwe eine andere Mahlzeit suchen.»

Nachdenklich schaut der Kleine in die Ferne.

«Der Löwe profitiert also von jenen, die sich selbst für unbedeutend halten. Er glaubt an seine Stärke, obwohl auch er nicht jede Beute erreichen kann.

«Doch auch unter den Löwen gibt es jene, denen ihr Stolz im Weg steht.

«Sie sitzen auf ihrem Felsen und denken: Ich könnte nach einem Strauss suchen. Aber was, wenn er davonrennt? Dann würde die halbe Savanne sehen, dass er schneller ist als ich!»

Zufrieden sieht der Alte den Kleinen an und klopft ihm auf die Schulter.

«Siehst du, mein Junge, ich bin alt und lebe schon lange hier in der Savanne. Viele Sträusse habe ich rennen sehen, und viele Sträusse habe ich sterben sehen. Auch viele kluge Löwen habe ich gesehen – aber genauso viele Löwen habe ich vor Stolz verhungern sehen.

«Die Welt ist gross und weit. Egal, ob du gross oder klein, schnell oder langsam bist: Entscheidend ist, dass du dich nicht für unbedeutend hältst – und dass dir dein Stolz nie im Weg steht.»

Nickend und mit noch grösseren Augen als vor der Geschichte schaut der Kleine den Alten an und sagt: «Danke, Stammesältester.»

Er umarmt ihn, hüpfht hinunter ins Gras und beginnt zu rennen. Nicht so schnell wie ein Strauss – aber schnell genug, um die ersten wärmenden Sonnenstrahlen der Savanne zu erreichen.



Astronaut

Erzählgedicht



Meine Rakete ist startklar.
Der Countdown läuft.

Während die letzten Sekunden vergehen,
verblassen meine Erinnerungen
wie die Sonne am Horizont.

Viel habe ich nicht mitgenommen.
Nur das, was ich brauche:
meinen Astronautenanzug,
eine Flasche Jack
und einen Liegestuhl.

Tschüss gesagt habe ich niemandem.
Kein letzter Blick,
kein letztes Wort.

Vielleicht ist es besser so.
Vielleicht tut es gerade deshalb
ein wenig weh.

*Ich wollte schon immer Astronaut sein,
auf dem Mars, so ganz allein.
Dort oben würde ich dann sitzen
und den Sternen beim Sterben zusehen.*

*Und wäre die Flasche irgendwann leer,
käme ich zurück und holte mir eine neue.
Und bevor das jemand bemerkt,
wäre ich längst wieder fort.*

Am Horizont beginnt etwas zu leuchten.
Nicht das Licht der Sterne.
Nicht die Sonne.

Blaues Licht durchbricht die Dunkelheit,
und Sirenen zwängen sich durch den Wind.
Erst leise,
dann immer lauter.

Dabei kann ich doch gar keine Rakete fliegen.
Nicht bis zum Mond
und schon gar nicht bis zum Mars.

Ich sitze mit meiner Flasche
im Liegestuhl auf der Startbahn der NASA
und blicke hinauf in den Himmel.

Der Countdown ist verstummt.
Die Rakete hebt nicht ab.

Ich nehme an,
sie kommen mich jetzt holen.

Sie werden mich mitnehmen
und mich fortbringen.

Wohin, weiss ich nicht.

*Ich wollte schon immer Astronaut sein,
auf dem Mars, so ganz allein.*

*Dort oben würde ich dann sitzen
und den Sternen beim Sterben zusehen.*

*Und wäre die Flasche irgendwann leer,
käme ich zurück und holte mir eine neue.
Und bevor das jemand bemerkt,
wäre ich längst wieder fort.*



Der Sterngucker

Kurzgeschichte



Der Pinguin stand am Rand der Kolonie und blickte hinauf in den Himmel.

Über ihm leuchteten Tausende Sterne. Einige strahlten hell, andere waren kaum zu erkennen. Manche schienen stillzustehen, während andere langsam über das Firmament wanderten.

Hinter ihm diskutierte eine Gruppe über das neue Geschäftskonzept von Ralph.

«Ich bin noch nicht sicher, ob sein Start-up markttauglich ist», erklärte einer. «Die Grundidee finde ich gut. Allerdings sehe ich Schwächen bei der Umsetzung und bei der Frage, wie die Dienstleistung an die potenziellen Kunden gebracht werden soll.»

Die anderen nickten nachdenklich.

Ralphs Geschäftsidee bestand darin, Fische zu fangen und sie anschliessend an Pinguine zu verkaufen, die ihre Fische problemlos selbst hätten fangen können.

Alle waren sich einig, dass darin enormes Potenzial lag.

«Und was macht eigentlich der dort drüben?», fragte einer und deutete auf den einzelnen Pinguin.

«Er beobachtet den Himmel.»

«Klingt interessant. Wie deklariert er seine Berufsgattung?»

Die Gruppe schwieg einen Moment.

Schliesslich sagte einer:

«Sterngucker.»

Die anderen nickten.

Damit war alles gesagt.

Von diesem Abend an nannten sie ihn nur noch so.

Wenn er an ihnen vorbeiging, flüsterten sie hinter seinem Rücken.

«Da kommt der Sterngucker.»

«Hat er immer noch keine richtige Arbeit?»

«Offenbar nicht.»

Der Sterngucker störte sich nicht daran.

Die Stimmen hinter ihm verloren sich langsam im Wind.

Doch eine davon kam ihm bekannt vor.

Nicht die Stimme selbst, sondern das Lachen darin. Er hatte es schon einmal gehört – vor vielen Jahren, als er noch klein gewesen war und neben seinem Vater über die weisse Ebene geblickt hatte. Das Eis hatte sich bis zum Horizont erstreckt, wo es mit dem Himmel zu verschmelzen schien.

«Papa, wann bin ich endlich auch so gross wie du?»

Sein Vater hatte leise gelacht.

«Nur Geduld, mein Junge. Du hast noch dein ganzes Leben vor dir.»

Der Kleine hatte weiter in die Ferne geschaut.

«Wenn ich gross bin, will ich die ganze Welt entdecken und erforschen.»

Sein Vater hatte ihn einen Moment lang betrachtet und dann genickt.

«Ja, mein Junge. Das wirst du.»

Einige Pinguine aus der Kolonie hatten das Gespräch mitgehört.

Einer von ihnen begann zu lachen.

«Nein, das wirst du nicht, Junge! Du wirst den Rest deines Lebens hier stehen. Genau hier. Und dabei wirst du dir den Hintern abfrieren.»

Die anderen waren in schallendes Gelächter ausgebrochen.

«Lächerlich, dass dieser Optimismus auch noch von den Erziehungsberechtigten gefördert wird!», hatte einer gerufen.

Der kleine Pinguin senkte den Kopf.

Sein Vater legte ihm einen Flügel auf die Schulter.

«Hör nicht auf sie.»

«Aber vielleicht haben sie recht.»

Der Vater blickte zu den anderen Pinguinen. Sie standen dicht beisammen, lachten und waren sichtlich zufrieden mit sich.

«Sie haben aufgehört, Fragen zu stellen», sagte er. «Das ist nicht dasselbe, wie recht zu haben.»

In der darauffolgenden Nacht blickte der kleine Pinguin zum ersten Mal richtig hinauf in den Himmel.

Er fragte sich, wie weit entfernt die Sterne wohl waren.

Ob es dort oben ebenfalls Eis gab.

Ob vielleicht irgendwo ein anderer kleiner Pinguin stand und zu ihm hinuntersah.

Von diesem Abend an kam er jede Nacht zurück.

Während die Kolonie schlief, beobachtete er den Himmel. Er merkte sich, wo die Sterne standen, welche gemeinsam erschienen und welche im Verlauf der Jahreszeiten verschwanden.

Er gab ihnen Namen.

Da war der grosse Fisch, den niemand fangen konnte. Daneben schwamm der kleine Fisch, der sich nie von ihm trennte. Weiter im Westen entdeckte er einen Vogel mit ausgebreiteten Flügeln.

Niemand sonst konnte den Vogel erkennen.

«Du brauchst einfach etwas Fantasie», erklärte er.

Doch Fantasie galt in der Kolonie nicht als besonders wertvolle Fähigkeit.

Die jungen Pinguine lernten, wie man Fische fing, Stürme überstand und sich bei grosser Kälte möglichst eng an die anderen stellte. Später lernten sie auch, im richtigen Moment ernst zu schauen und zustimmend zu nicken.

Das war wichtig, wenn die Erwachsenen über Dinge sprachen, von denen niemand wirklich etwas verstand.

Der kleine Pinguin wurde grösser.

Seine Fragen blieben.

Was lag hinter dem Horizont?

Wo endete das Eis?

Warum kehrten manche Sterne zurück, während andere für immer verschwanden?

Die Antworten der Kolonie wurden mit den Jahren kürzer.

«Das war schon immer so.»

«Das musst du nicht wissen.»

Oder:

«Such dir endlich eine vernünftige Beschäftigung.»

Viele Jahre waren seitdem vergangen.

Aus dem kleinen Pinguin war der geworden, den sie heute den Sterngucker nannten. Die Stimmen waren älter geworden, ihre Antworten jedoch dieselben geblieben.

Er hob den Blick wieder zum Himmel.

Noch immer stand er am Rand des Eises. Noch immer kam er Nacht für Nacht hierher.

Manchmal sah er Lichter, die wie farbige Vorhänge über den Horizont zogen. Manchmal schoss ein heller Punkt über den Himmel und verschwand, bevor er sich etwas wünschen konnte.

Er sah Stürme kommen und wieder gehen.

Er sah den Mond wachsen und verschwinden.

Und während die anderen Pinguine davon überzeugt waren, dass er sein Leben damit verschwendete, öffnete sich über ihm Nacht für Nacht eine Welt, die keine Grenzen kannte.

Sein Vater war inzwischen alt geworden.

Eines Abends stellte er sich neben seinen Sohn und blickte ebenfalls nach oben.

Lange sagte keiner von beiden etwas.

«Weisst du noch, was du mir als Kind erzählt hast?», fragte der Vater schliesslich.

Der Sterngucker nickte.

«Ich wollte die ganze Welt entdecken.»

«Und?»

Der Sohn betrachtete die Sterne.

«Ich bin noch nicht fertig.»

Sein Vater lächelte.

Dann standen sie schweigend nebeneinander, während über ihnen der grosse Fisch langsam hinter dem Horizont verschwand und der Vogel seine Flügel über den Himmel spannte.

Die anderen hatten recht behalten.

Der Sterngucker stand noch immer auf demselben Stück Eis, auf dem er geboren worden war.

Doch er hatte nie aufgehört zu glauben.

Und so war er der Einzige von ihnen, der die Welt jemals wirklich gesehen hatte.



Eine Frage der Moral

Parabel



Seit drei Tagen marschierten die Legionäre durch die Ebene.

Die Sonne brannte auf ihre Helme, der Staub klebte an ihren Beinen und der Philosoph erklärte ihnen die Welt.

«Philosophisch betrachtet», sagte er, «ist unsere Welt am Arsch. Jeder Versuch, daran etwas zu ändern, wäre sinnlos.»

Die Legionäre nickten.

Am Abend schlugen sie ihr Lager auf.

Der Hauptmann sass am Feuer und wischte das Blut von seinem Schild.

Der Philosoph setzte sich neben ihn.

«Vielleicht müsste sich nicht die Welt ändern», sagte er.

Der Hauptmann betrachtete sein Spiegelbild im frisch polierten Schild.

«Rein moralisch betrachtet bin ich mit meiner Arbeit sehr zufrieden.»

«Du siehst also keinen Grund, etwas zu ändern?»

«Keinen.»

Der Philosoph nickte langsam.

«Dann hast du recht.»

«Womit?»

«Es ist sinnlos.»



Die Suche nach der Goldader im Lavendelfeld

Kurzgeschichte



Niemand wusste mehr, wer die Geschichte vom Gold zuerst erzählt hatte.

Angeblich sollte oberhalb des alten Lavendelfeldes eine Goldader liegen. Als einziger Hinweis existierte eine undeutliche Skizze auf der Rückseite einer Getränkerechnung.

Für die vier Männer genügte das.

An einem Samstagmorgen zogen sie los.

Sie folgten der Skizze bis zum Lavendelfeld.

Zwischen den violetten Blüten summten die Bienen, während die vier Männer nach dem Gold suchten und darüber stritten, ob sie die Karte richtig herum hielten.

Gold fanden sie keines.

Als die Sonne hinter den Hügeln verschwand, gingen sie zurück ins Dorf.

In der Kneipe erzählten sie von ihrer Expedition.

Mit jedem Bier wurde das Lavendelfeld grösser und das beinahe gefundene Gold wertvoller.

Kurz vor Mitternacht waren sie nur noch einen einzigen Spatenstich vom grössten Fund der Dorfgeschichte entfernt gewesen.

Sie versprachen, am nächsten Wochenende zurückzukehren.

Sie taten es nie.



Steinmeier & Hartmann und die Entstehung der Landmasse

Philosophische Miniatur



Bevor die Zeit einen Namen hatte, schwebten Steinmeier und Hartmann im Nichts.

Unter ihnen begann die Dunkelheit, eine Form anzunehmen.

«Was ist das?», fragte Hartmann.

«Eine Landmasse.»

«Woher kommt sie?»

Steinmeier betrachtete die schwarze Fläche.

«Vermutlich von dort, wo wir auch herkommen.»

«Und wo ist das?»

«Keine Ahnung.»

Sie wussten nur, dass sie existierten.

«Glaubst du, dort wird einmal jemand leben?»

«Möglich.»

«Was werden sie tun?»

«Sie werden herausfinden wollen, wie alles entstanden ist.»

«Werden sie es herausfinden?»

«Nein.»

Hartmann betrachtete die junge Welt.

«Wozu brauchen sie dann die Landmasse?»

«Damit sie irgendwo stehen können, während sie sich fragen.»

